**(3) Texte I: Autobiografische Rückschau 1939/40**

In unmittelbarer zeitlicher Nähe zu den Ereignissen der ersten Jahreshälfte 1933 entstand eine Reihe von Büchern, die diese Vorgänge thematisieren: so Jan Petersens *Unsere Straße*, Gerhart Segers *Oranienburg*, Balder Oldens *Roman eines Nazi,* Will Bredels *Die Prüfung*, Walter Schönstedts *Auf der Flucht erschossen*. Die Texte gelten gemeinhin als zentrale Beispiele der Exilliteratur. Gerade darin besteht jedoch das Problem: Sie treten dem Leser zwar mit deutlichem Authentizitätsanspruch entgegen, sind aber gleichzeitig auch geprägt von der zeittypischen Perspektivik: einem Optimismus, der uns heute als unangemessen erscheint, und einem politischen Pathos, das wir als forciert und künstlich empfinden. Es bietet sich deshalb an, eine Reihe von autobiografischen Texten heranzuziehen, die in den Jahren 1939/40 entstanden, also die Vorgänge in ihrer Entwicklung und aus größerer Distanz darstellen.

**Sebastian Haffner: *Geschichte eines Deutschen***

Der analytisch faszinierendste davon ist vermutlich Sebastian Haffners *Geschichte eines Deutschen.* – Haffner (Raimund Pretzel) war im August 1938 nach Großbritannien emigriert. Der Aufenthalt in Deutschland war ihm unerträglich geworden. Zwar hatte er sein Jurastudium noch mit dem zweiten Staatsexamen abgeschlossen, war anschließend jedoch nicht in den Staatsdienst eingetreten, sondern finanzierte seinen Lebensunterhalt durch journalistische Arbeiten. Mit der Emigration folgte er seiner jüdischen Freundin Erika Landry, die er wenig später heiratete. Er begann mit der Niederschrift 1939, brach sie dann aber zugunsten seines heute bekannteren Buches *Germany, Jekyll and Hyde* (London 1940) ab.

Der Grund war vermutlich, dass mit dem Kriegsbeginn die politische Gesamtkonstellation sich verändert hatte. Damit war auch die Anlage dieses Buches hinfällig geworden. Die *Geschichte eines Deutschen* war literarisch-konzeptionell als das „Duell“ eines Privatmannes, des Autors, mit dem Hitler-Regime angelegt: als ein Exempel dafür, dass eigenständiges Denken – Zivilcourage – erforderlich sei, um dem Machtanspruch des NS-Regimes standzuhalten. Die Angelpunkte sollten dabei die Jahre 1932 und 1939 sein: 1932 als die entscheidende Phase *vor* der Übertragung der Macht an Hitler, 1939 als das Jahr nach der Annexion Österreichs und der Sudetengebiete, also der *Appeasementpolitik*.

In der *Geschichte eines Deutschen* wollte Haffner – ohne allerdings diesen Sachverhalt direkt zu formulieren – Bezug auf das traditionelle Rechts- und Freiheitsbewusstsein der britischen Staats- und Verfassungstradition nehmen. Das Thema des Buches war nicht der Zusammenbruch des deutschen Parlamentarismus, sondern der *Zivilisationsbruch*, den das NS-Regime darstellte. Entsprechend formulierte Haffner in einem Brief an Harald Landry vom Juni 1939: der „Schlachtruf“ sei heute nicht „Demokratie“, sondern „Zivilisation“.[[1]](#footnote-1) Das Buch war darauf angelegt, den Gedanken der Universalität der Menschenrechte zur Grundlage des politischen Kampfes gegen Hitler zu machen. Die NS-Diktatur war für ihn ein Zivilisationsbruch.

Eine solche Konzeption war nach Kriegsbeginn jedoch illusionär. Jetzt war anderes gefordert: militärische Widerstand gegen den Aggressor. Der politischen Untermauerung dieses Ziels diente das neue Buch.

Haffner formuliert den Ausgangspunkt des Duells mit dem Staat so: Der Privatmann, der dieses Duell aufnimmt, „will nichts weiter, als das bewahren, was er, schlecht und recht, als seine eigene Persönlichkeit, sein eigenes Leben und seine private Ehre betrachtet.“ Dies ist im Dritten Reich jedoch nicht erlaubt: „Unter furchtbaren Drohungen verlangt dieser Staat von diesem Privatmann, daß er seine Freunde aufgibt, seine Freundinnen verläßt, seine Gesinnungen ablegt, vorgeschriebene Gesinnungen annimmt, anders grüßt als er es gewohnt ist, anders ißt und trinkt als er es liebt, seine Freizeit für Beschäftigungen verwendet, die er verabscheut, seine Person für Abenteuer zur Verfügung stellt, die er ablehnt, seine Vergangenheit und sein Ich verleugnet, und vor allem für alles dies ständig äußerste Begeisterung und Dankbarkeit an den Tag legt.“[[2]](#footnote-2) – In diesen Passagen wird mit Absicht nicht näher erläutert, wer diese Freunde sind, welche Gesinnungen abgelegt werden sollen und wofür der Privatmann „Begeisterung und Dankbarkeit“ an den Tag legen soll. Diese vermeintliche Unbestimmtheit ist Absicht: Haffner rekurriert auf die Uneingeschränktheit des Rechtes, eine bestimmte Gesinnung zu vertreten und bestimmte Freunde zu haben. Der Staat ist nicht befugt in diesen Bereich einzugreifen.

Tut es der Staat dennoch, dann hat das fatale Folgen, wie es sich an den Auswirkungen zeigt, die die Folge des vom Staat vorgeschriebenen Antisemitismus‘ sind:

„Jeder fühlte sich auf einmal bemüßigt und berechtigt, sich eine Meinung üb er die Juden zu bilden und sie zum besten zu geben. Man machte feine Unterscheidungen zwischen ‚anständigen‘ Juden und anderen; wenn die einen, gleichsam zur Rechtfertigung der Juden – Rechtfertigung wofür? wogegen? – ihre wissenschaftlichen, künstlerischen, medizinischen Leistungen anführten, warfen die anderen ihnen gerade dies vor: Sie hätten Wissenschaft, Kunst, Medizin ‚überfremdet‘. Überhaupt wurde es schnell allgemein üblich und populär, die Ausübung anständiger und geistig wertvoller Berufe den Juden als Verbrechen oder zum mindesten als Taktlosigkeit anzurechnen. Man hielt den Verteidigern der Juden stirnrunzelnd vor, daß die Juden aber, höchst verwerflicherweise, einen so und so hohen Prozentsalzt der Ärzte, Rechtsanwälte, Presseleute usw. stellten. Man liebte überhaupt, die ‚Judenfrage‘ mit Prozentrechnung zu entscheiden. Man untersuchte, ob der prozentuale Anteil der Juden an der Mitgliederzahl der Kommunistischen Partei nicht zu hoch, und der an der Gefallenenzahl des Weltkrieges nicht etwas zu niedrig sei.“[[3]](#footnote-3)

Aus dieser Argumentation leitete man dann – so die in ihrer Stringenz absolut überzeugende Schlussfolgerung Haffners – „‚eine gewisse Berechtigung‘ des nazistischen Antisemitismus“ her. – Sehr prägnant beschreibt Haffner die Folgen dieser Entwicklung:

„Die Welt, in der ich gelebt hatte, löste sich auf, verschwand, wurde unsichtbar, tätlich und selbstverständlich, in aller Lautlosigkeit. Täglich fast konnte man feststellen, daß wieder ein Stück von ihr verschwunden und versunken war: Man sah sich danach um, und es war nicht mehr da. Nie wieder habe ich einen so seltsamen Vorgang erlebt. Es war ähnlich, als ob der Boden, auf dem man steht, ständig und unaufhaltsam unter den Füßen wegrieselt – oder, besser noch: als würde die Atemluft von irgendwoher gleichmäßig und unaufhörlich weggesaugt.“[[4]](#footnote-4)

Der Vorgang ist irritierend. Die Welt hat sich gleichsam magisch verändert. Dies wird bei einem Blick auf die Zeitungen deutlich:

„Viele Zeitungen und Zeitschriften verschwanden von den Kiosken – aber viel unheimlicher war, was mit den übrigbleibenden geschah. Man erkannte sie nicht mehr recht wieder. Man ist gewöhnt, mit einer Zeitung wie mit einem Menschen zu verkehren, nicht wahr, man hat im Gefühl, wie sie auf bestimmte Dinge reagieren, was sie sagen und wie sie es sagen wird. Sagt sie plötzlich das Gegenteil von allem, was sie gestern gesagt hat, verleugnet sie sich völlig und zeigt sie dazu ganz entstellte Züge, so entgeht man nicht einem Gefühl von Irrenhaus. Dies geschah. Altdemokratische Intelligenzblätter, wie das ‚Berliner Tageblatt‘ oder die ‚Vossische Zeitung‘ waren von heute auf morgen in Naziorgane verwandelt; mit ihren alten, besonnenen und gebildeten Stimmen sprachen sie dasselbe aus, was der ‚Angriff‘ oder der ‚Völkische Beobachter‘ herausschrien und –geiferten.“ [[5]](#footnote-5)

„Was stattfand, war vielmehr einfach die albtraumhafte Umkehrung der normalen Begriffe: Räuber und Mörder als Polizei auftretend, bekleidet mit der vollen Staatsgewalt; ihre Opfer als Verbrecher behandelt, geächtet und im voraus zum Tode verurteilt.“[[6]](#footnote-6)

Was hier in ungemein eindrucksvoller Weise beschrieben wird, sind die Folgen des Untergangs der zivilisierten Welt.

 Der private Einzelmensch ist angesichts dieser Gegebenheiten einer ständigen Gefahr des Ignorierens ausgesetzt. Dies führt jedoch zu Realitätsverlust:

„Man will sich nicht durch Haß und Leiden seelisch korrumpieren, man will gutartig, friedlich, freundlich ‚nett‘ bleiben. Wie aber Haß und Leiden vermeiden, wenn täglich, täglich das auf einen einstürzt, was Haß und Leiden verursacht? Es geht nur mit Ignorieren, Wegsehen, Wachs in die Ohren tun, Sich-Abkapseln. Und es führt zur Verhärtung aus Weichheit und schließlich wieder zu einer Form des Wahnsinns: zum Realitätsverlust.“[[7]](#footnote-7)

Mit dem Hinweis auf die Gefahr des Realitätsverlustes spricht Haffner ein Phänomen an, das im Zusammenhang der historischen Aufarbeitung der Vertreibung der deutschen Juden und des Holocausts immer wieder thematisiert worden ist: der nachträglichen Behauptungen, mit denen die Nachbarn der Verfolgten nach 1945 immer wieder beteuert haben, „wir haben nichts gesehen“ und „wir haben nichts gewusst“. Dies waren Auswirkungen der systematischen Verdrängung von Realität und damit von Verantwortung.

 Zu den eindrucksvollsten Passagen in Haffners *Geschichte eines Deutschen* gehört die Beschreibung, wie die jüdischen Richter aus dem Preußischen Kammergericht entfernt wurden. Haffner schildert den Vorgang als ein Anwesender abseits des Geschehens, aus der Perspektive eines Referendars, der sich in der Bibliothek des Kammergerichts befindet und dort arbeitet:

„Was war das erste auffällige Geräusch? Ein Türenschlagen? […] Draußen in den Gängen hörte man Getrappel, vielschrittiges grobes Laufen die Treppen herauf, dann fernes unentwirrbares Getöse, Rufen, Türenschlagen. […] Einer sagte in die vorhaltende Stille hinein: ‚SA‘. Darauf sagte ein anderer, mit nicht besonders erhobener Stimme: ‚Die Schmeißen die Juden raus‘, und zwei oder drei Leute lachten dazu. Dieses Lachen war im Augenblick erschreckender als der Vorgang selbst: Es ließ blitzhaft daran denken, daß ja auch in diesem Raum, wie sonderbar, Nazis saßen.

Allmählich wurde die Unruhe sichtbar – zuerst war sie nur fühlbar gewesen. […] Ein offenbar jüdischer Herr schlug schweigend seine Bücher zu, stellte sie sorgfältig in die Regale zurück, verstaute seine Akten und ging hinaus. Kurz darauf erschien jemand am Eingang, vielleicht eine Art Oberwachtmeister, und rief laut, aber mit besonnener Stimme, in den Raum: ‚Die SA ist im Haus. Die jüdischen Herren tun besser, für heute das Haus zu verlassen.‘ Zugleich hörte man von draußen, wie zur Illustration, rufen: ‚Juden raus!‘ Eine Stimme antwortete: ‚Sind schon raus‘, und wieder hörte ich die zwei oder drei Lacher von vorhin kurz und fröhlich aufglucksen. Ich sah sie jetzt. Es waren Referendare wie ich.“ [[8]](#footnote-8)

„Die Sightseer erzählten später, was sich im Gebäude abgespielt hatte. Keine Greuelberichte, o durchaus nicht. Es war alles überaus glatt gegangen. Die Sitzungen waren offenbar größtenteils aufgehoben worden. Die Richter hatten ihre Togen ausgezogen und waren bescheiden und zivil aus dem Hause gegangen, die Treppe hinunter flankiert von aufgestellten SA-Leuten. Nur im Anwaltszimmer war es etwas wild zugegangen. Ein jüdischer Anwalt hatte ‚Menkenke gemacht‘ und war verprügelt worden.“[[9]](#footnote-9)

Dass Haffner hier auf den volkstümlichen Berolinismus „Menkenke machen“ zurückgreift, erschreckt besonders, denn der Begriff unterstreicht die vermeintliche Alltäglichkeit des Vorgangs. – Haffner selber wird von einem „Mann Uniform“ gefragt, ob er „arisch“ sei und antwortet intuitiv mit „ja“. Er empfindet dieses Fehlverhalten, das Resultat ebenfalls intuitiver Furcht vor der Gewalt, als eine ihn zutiefst demütigende Peinlichkeit: „Welche Demütigung, Unbefugten auf Befragen pünktlich zu erklären, ich sei arisch – worauf ich übrigens keinen Wert legte.“[[10]](#footnote-10)

 Den Abschluss dieser Szene bildet ein Kommentar, als Haffner das Kammergericht, immerhin das höchste preußische Gericht, verlässt:

„Als ich das Kammergericht verließ, stand es grau, kühl und gelassen da wie immer, vornehm abgerückt von der Straße hinter seinen Parkbäumen. Man sah ihm keineswegs an, daß es soeben als Institution zusammengebrochen war. Man sah wahrscheinlich auch mir nicht an, daß ich soeben eine fruchtbare Schlappe erlitten hatte, eine kaum zu reparierende Demütigung.“ [[11]](#footnote-11)

Die Demütigung besteht nicht so sehr in dem Fehlverhalten, für das es Gründe gibt, die Haffner sicherlich bewusst sind, sondern in dem klaren Wissen, dass das Individuum in seinem Verhalten durch die Umgebung manipuliert worden ist. Es hat ein Eingriff in den privatesten Bereich des Individuums: den Bereich der Entscheidung, mutig oder nicht mutig zu handeln, stattgefunden. Das ist die Demütigung.

***Das Tagebuch der Hertha Nathorff***

Haffner war nach Herkunft und politischer Haltung jemand, der von den Gleichschaltungsmaßnahmen des Dritten Reiches zunächst einmal nicht betroffen war. Wie sah die Situation jedoch für diejenigen aus, auf die die Maßnahmen direkt zielten?

 Auskunft darüber geben die Eingänge auf ein Preisausschreiben, das 1939 von drei Professoren der Harvard-Universität: Allport, Fay und Hartshorne, ausgelobt worden war. Das Ziel des Preisausschreibens war die Sammlung autobiografischer Niederschriften zum Thema „Mein Leben in Deutschland vor und nach dem 30. Januar 1933“. Das Abgabedatum war auf den 1. April 1940 terminiert. Ausdrücklich wurde in dem Ankündigungstext darauf hingewiesen, dass es sich nicht um ein „literarisches“ Preisausschreiben handele, sondern dass es einer wissenschaftlichen Zielsetzung diene: der „Untersuchung der *gesellschaftlichen und seelischen Wirkungen des Nationalsozialismus auf die deutsche Gesellschaft und das deutsche Volk“*. Fakten und dokumentarische Treue standen im Zentrum. Es sollten, „soweit erinnerlich“, „wirkliche Vorkommnisse“ und „die Worte und Taten der Menschen“ beschrieben werden. Jeder war aufgefordert, sich zu beteiligen, sofern er etwas zu berichten habe: „Sie sollten sich daran wagen, selbst wenn Sie nie vorher geschrieben haben, wenn Sie nur ein gutes Gedächtnis, scharfe Beobachtungsgabe und Menschenkenntnis besitzen.“[[12]](#footnote-12) Der Mindestumfang der Beiträge war auf 20.000 Worte, also rd. 80 Manuskriptseiten, bemessen.

Auf die Ausschreibung gingen 254 Beiträge ein. [[13]](#footnote-13) Eine Reihe dieser Aufzeichnungen wurde auszugsweise in den vergangenen Jahrzehnten in Sammelbänden publiziert, eine kleine Anzahl liegt inzwischen auch in vollständiger und kommentierter Edition vor.[[14]](#footnote-14) Einer der eindrucksvollsten Texte ist *Das Tagebuch der Hertha Nathorff.[[15]](#footnote-15)*

Zunächst einige Worte zur Verfasserin. Hertha Einstein verh. Nathorff, geb. am 5. Juni 1895, stammt aus einer begüterten jüdischen Familie in Laupheim/Baden-Württemberg, die mit prominenten Namensträgern: mit Albert wie mit Alfred Einstein, verwandt ist. Der Vater ist Zigarettenfabrikant. Als erstes Mädchen besucht sie das humanistische Gymnasium der Stadt und studiert anschließend Medizin in Heidelberg und Freiburg. Sie promoviert in Heidelberg. Ihre Assistentenzeit absolviert sie in Berlin; ihre Lehrer sind hier die jüdischen Professoren Georg Klemperer und Moritz Borchardt, beide prominente Fachvertreter. – 1923 wird sie Leitende Ärztin am Entbindungs- und Säuglingsheim des Deutschen Roten Kreuzes in Berlin-Lichtenberg. Sie heiratet Erich Nathorff, Oberarzt der Inneren Abteilung des Krankenhauses Moabit und Leiter der Tuberkulosefürsorge des Bezirks Tiergarten. Parallel zu ihrer Anstellung unterhalten beide gemeinsam bis 1938 eine Privatpraxis.[[16]](#footnote-16) – 1925 wird der Sohn Heinz geboren. 1928 wird Hertha Nathorff Leiterin der neu geschaffenen Familien- und Eheberatungsstelle des Krankenhauses Charlottenburg. Sie ist Vorstandsmitglied verschiedener ärztlicher Standesorganisationen und des Jüdischen Frauenbundes Deutschlands.

Hertha Nathorff wird 1933 entlassen. Ihr Mann behält zunächst seine Stellung. Die finanzielle Basis der Familie sind Nathorffs Gehalt und die offensichtlich weiterhin gut besuchte Privatpraxis. Pläne für eine Emigration werden immer wieder erwogen, jedoch zurückgestellt, weil die beruflichen Möglichkeiten in den potentiellen Aufnahmeländern unsicher sind und im Falle der Emigration nach Großbritannien oder in die USA eine Wiederholung der Examina erforderlich wäre. Der entscheidende Bruch findet 1938 statt: Im Zusammenhang der Novemberpogrome wird Erich Nathorff verhaftet und für fünf Wochen in einem Konzentrationslager inhaftiert. Unter dem Eindruck dieses Ereignisses bereiten Hertha Nathorff und ihr Mann nunmehr intensiv die Emigration in die USA vor. Um zunächst einmal das Kind in Sicherheit zu bringen, wird der 14-jährige Sohn im März 1939 mit einem Kindertransport nach Großbritannien geschickt. Am 28. April 1939 verlassen die Nathorffs Deutschland. Das Aufnahmeland ist zuerst Großbritannien, im Februar 1940 erfolgt die Übersiedlung die USA. Da – wie bereits gesagt – die Studienabschlüsse nicht anerkannt werden, bestreitet Hertha Nathorff während der Zeit, in der ihr Mann seine Examina wiederholt, den Lebensunterhalt der Familie durch Arbeit als Krankenpflegerin. Später arbeitet sie als Psychotherapeutin. – Hertha Nathorff stirbt am 10. Juni 1993 in New York.

Der Antisemitismus ist für Hertha Nathorff keine neue Erfahrung. Sie begegnet ihm bereits bei ihrem Praktikum in der Freiburger Universitätsklinik. Freiburg ist eine „Hochburg des deutschnationalen Gedankens und des Antisemitismus“. „Die Kollegen grüßten mich nicht, beachteten mich nicht – sie lasen ihre Hugenbergzeitung[[17]](#footnote-17) vor dem Kolleg und schauten nicht auf, wenn ich mich pflichtgemäß dazugesellte. ‚Daß Sie Einstein heißen, ist hier keine Empfehlung für Sie‘, sagte mir der Geheimrat [ihr akademischer Lehrer].“[[18]](#footnote-18) In Berlin ist das anders. Die Organisation des kommunalen Gesundheitswesens orientiert sich an den Vorstellungen der Reformmedizin. In leitenden Positionen Frauen sind beschäftigt; ebenso selbstverständlich sind jüdische Ärzte.

Der Herausgeber des *Tagebuchs*, Wolfgang Benz, fasst die Intention Hertha Nathorffs in einem Zitat aus ihren hinterlassenen Notizen zusammen. Die Formulierungen, die dabei fallen, gehören zu den eindrucksvollsten Zeugnissen von Verfolgung und Exil. Hertha Nathorff sagt, ihr Tagebuch sei das Vermächtnis einer Frau, „*der der Himmel schon vor der Geburt das doppelte Mißgeschick auferlegt hat: deutsch zu sein und Jüdin zugleich*. Eine, die weiß und bekennt: mein Herz ist ein Archiv deutschen Gefühls, doch mit dem Deutschland von heute habe ich nichts mehr zu tun. *Sie haben meine Seele verbrannt, mein Leben zerstört, meine Jugend, meinen Frohsinn, mein ganzes Ich ausgelöscht wie der Sturm ein brennendes Licht*, wie das geschah: Meine Blätter mögen es erzählen.“[[19]](#footnote-19)

Der zum Preisausschreiben eingesandte Text ist ein Konstrukt, das auf der Basis von Notizen und Erinnerungen zusammengestellt wurde. Das originale Tagebuch ging zusammen mit dem Umzugsgut verloren. Das *Tagebuch* enthält pro Jahr ca. 25 Einträge. Sie umfassen manchmal nur wenige Zeilen, in der Regel jedoch etwas mehr als eine halbe Druckseite. Das Jahr 1938 ist mit 44 Einträgen am intensivsten dokumentiert. Es entsteht gleichwohl der Eindruck eines geschlossenen, fortlaufenden Textes. Der Rezipient unterliegt dabei einer Täuschung; er verkennt die absichtsvolle Konzeption dieses Textes. Hertha Nathorff operiert gezielt mit Leerstellen und Lücken; sie verfolgt durchgängige thematische Bereiche, variiert zeitbezogen-politische Themen mit scheinbar privaten. Daraus resultiert der Eindruck von Geschlossenheit und Vollständigkeit. Er ist Resultat des darstellerischen Geschicks, mit knappen und dann wieder ausführlicheren Eintragungen den Anschein zu erwecken, die Einträge formulierten nichts anderes als spontane Eindrücke und ebenso spontane Reflexionen.

 Zu den Wirkungsabsichten des Textes gehört, dass der Anschein entsteht, hier werde nur „Bemerkenswertes“ annonciert. Tatsächlich handelt es sich jedoch um eine subtile Kollage unterschiedlicher, mit Bedacht ausgewählter Schwerpunkte: der Darstellung des beruflichen Engagements – als Medizinerin ist Hertha Nathorff in einem zentralen Bereich der medizinischen Reformbewegung tätig, sie leitet eine Ehe- und Familienberatungsstelle, einen politisch umstrittenen Bereich der medizinischen Betreuung –, der engen persönlichen Bindung an die eigenen Patienten – Hertha Nathorff berät ihre Patienten intensiv, in schwierigen Fällen zieht sie fachliche Autoritäten zur Hilfe, was im NS-Regime dadurch zum Problem wird, dass „arische“ Kollegen nicht ohne weiteres bereit sind, mit einer jüdischen Kollegin zusammenzuarbeiten – und der emotionalen Bedeutung ihrer Familie. Immer wieder finden scheinbar unwichtige Details Erwähnung: ein Blumenstrauß ihres Mannes zum Geburtstag, das im engsten Familienkreis begangene Weihnachtsfest sowie die wiederholten Besuche bei den Eltern in Laupheim. Dazu gehören auch Besuche bei dem „Geheimrat“: vermutlich Moritz Borchardt. Mit melancholischem Unterton wird vermerkt, dass der Kreis der Schüler bei den jährlichen Treffen immer kleiner wird und die „arischen“ Schüler bei diesen Treffen seltener.

Durch die subtile kompositorische Fügung von Privatem, Beruflichem und Öffentlich-Politischem tritt so ein Thema zentral ins Bewusstsein, das – in anderer Form präsentiert – möglicherweise nicht derartig eindrucksvoll in Erscheinung treten würde: das subtile Gespür der Verfasserin für die Ungeheuerlichkeit der politischen Veränderungen, die sich zwischen 1933 und 1940 vollziehen, sowie für die charakterlichen Schwächen, die unter dem Einfluss und Druck des NS-Regimes zutage treten. Langjährige Patienten grüßen nicht mehr, sie zahlen auch nicht mehr; Kollegen, mit denen man bisher befreundet war, desavouieren ihre jüdischen Kollegen; gegen die Infamien, die jetzt die Regel sind, erheben sie nicht einmal Protest oder sie bekennen sich offen als Nationalsozialisten, obwohl sie sich wenig vorher als radikale Demokraten gegeben haben. Es wird wiederholt berichtet, ohne dass auf Details eingegangen wird, dass sich erneut ein Kollege das Leben genommen hat. Ein Kommentar dazu erübrigte sich ohnedies. Regelmäßig wird auf die Gefahr verwiesen, dass diese Tagebücher in falsche Hände geraten könnten. Namen werden ohnehin nicht genannt, die Anonymisierungen identifizierbarer Personen und Umstände ist die Regel. Die Judengesetzgebung und ihre Folgen gewinnen auf diese Weise eine immense Anschaulichkeit.

Das *Tagebuch* beginnt mit dem Eintrag zum 30. Januar 1933: „Hitler – Reichskanzler.“ Es folgt die – scheinbar neutrale – Bemerkung:

„Alle Leute sind erfüllt davon, meine Patienten reden von nichts anderem. Viele sind erfüllt von Freude, viele machen besorgte Gesichter. Einig sind sich alle in den Worten: ‚Nun wird es anders‘. Ich aber, feinhörig wie ich bin, ich höre, wie sie an ihn glauben, glauben wollen, bereit, ihm zu dienen und mir ist, als hörte ich ein Blatt der Weltgeschichte umwenden, ein Blatt in einem Buche, dessen folgende Seiten mit wüstem und wirrem, unheilvollem Gekritzel beschrieben werden.“[[20]](#footnote-20)

Der nächste Eintrag am 2. Februar spricht bereits die Beobachtung an, dass „Patienten unter ihrem Rock das Hakenkreuzabzeichen tragen“, und es schließt sich die Frage an: „Wie feige. Warum nicht offen und ehrlich?“ Gleich danach heißt es: „Zum ersten Mal ist in meiner Sprechstunde heute über Juden in abfälliger Weise gesprochen worden.“

 Damit ist das zentrale Thema des *Tagebuchs* eingeführt: die seitens der jüdischen Ärztin sich auf nicht begreifliche Weise entwickelnde, konstant sich verstärkende emotionale Distanz gegenüber ihrer „arischen“ Umgebung. Sie fragt sich, ob die Menschen „krank“ seien. – Ausgangspunkt ist der 1. April, der „Judenboykotttag“. Was hier geschieht, ist für Hertha Nathorff intellektuell nicht mehr nachvollziehbar. So berichtet sie, dass ein „Bürschlein“ zu ihr in die Wohnung gekommen sei. Es habe gefragt: „Ist das ein jüdischer Betrieb?“, und sie antwortet: „Hier ist überhaupt kein Betrieb, sondern eine ärztliche Sprechstunde“. Die Absurdität steigert sich, als sie selber in ein kleines Seifengeschäft geht, vor dem ein Posten steht, der sie hindern will einzutreten. Sie schiebt ihn beiseite: „Für mein Geld kaufe ich, wo ich will“. – Hertha Nathorff schließt den Bericht mit er Frage ab: „Warum machen es nicht alles so? Dann wäre der Boykott schnell erledigt gewesen.“ Daran schließt eine resignative Bemerkung an, in der sich nichts anderes als ihre eigene Ohnmacht äußert: „Aber die Menschen sind ein feiges Gesindel […].“[[21]](#footnote-21)

 Der nachfolgende Eintrag am 14. April thematisiert bereits einen komplexen Vorgang. Der Ausgangspunkt ist der Begriff der „Gleichschaltung“ – scheinbar aseptisch und neutral. In Wirklichkeit verdeckt der Begriff eine greifbare, allen sichtbare Realität:

„‚Sie schalten gleich‘. Nein, sie wüten. Aus allen Berufen, aus allen Stellen schalten sie die Juden aus „Zum Schutze des deutschen Volks“. Was haben wir diesem Volk denn bis heute getan? In den Krankenhäusern ist es furchtbar. Verdiente Chirurgen haben sie mitten aus der Operation herausgeholt und ihnen das Wiederbetreten des Krankenhauses einfach verboten. Andere haben sie auf Wagen geladen und unter dem Gejohl der Menge durch die Stadt geführt. Verschiedene Bekannte sind Hals über Kopf auf und davon ins Ausland, weil sie politisch verdächtig waren. Mein altes Krankenhaus hat seine tüchtigsten und besten Ärzte verloren […]. Die Hetzreden des Herrn Goebbels übersteigen alles, was an Hetze und Verlogenheit bisher da war, und das Volk hört es an und schweigt – und vor allem, die führenden Ärzte, die prominenten Professoren, was tun sie für ihre verratenen Kollegen?“[[22]](#footnote-22)

Es fehlt den Kollegen, den Nachbarn an Zivilcourage. Schlimmer noch: Es fehlt ihnen das Gespür, dass hier Grundregeln des zwischenmenschlichen Verkehrs: Regeln der Verlässlichkeit, der Aufrichtigkeit, des wechselseitigen Respekts, außer Kraft gesetzt sind. Nur dann, wenn sie vorhanden wären, hätte Zivilcourage noch einen Sinn. So aber ist für Hertha Nathorff die Beziehung zu ihrer „arischen“ Umgebung einseitig geworden. Sie hat – ein Begriff, den Jean Améry in Bezug auf die Auswirkungen der Folter auf den Gefolterten geprägt hat – das „Weltvertrauen“[[23]](#footnote-23) verloren.

 Hertha Nathorff ist großgewachsen und blond, sie tritt selbstbewusst und mit klarem Urteil auf – eine Haltung, die zu decouvrierenden Missdeutungen Anlass gibt, so bei einer Versammlung des Bundes deutscher Ärztinnen am 16. April 1933:

„Versammlung des Bundes deutscher Ärztinnen. Wie regelmäßig ging ich auch heute hin, trafen sich doch hier stets die angesehensten und bekanntesten Kolleginnen Berlins. ‚Komische Stimmung heute‘, dachte ich und so viele fremde Gesichter. Eine mir unbekannte Kollegin sagte zu mir: ‚Sie gehören doch wohl auch zu uns?‘ und zeigt mir ihr Hakenkreuz an ihrem Mantelkragen. Ehe ich antworten kann, steht sie auf und holt einen Herrn in unsere Versammlung, der sagt, er habe die Gleichschaltung des Bundes namens der Regierung zu verlangen. ‚Die Gleichschaltung‘. Eine andere Kollegin – ich kenne sie, sie war meine Vorgängerin im Roten Kreuz und damals ziemlich linksstehend – wegen Untüchtigkeit und anderer nicht sehr feiner menschlicher Qualitäten war sie seiner Zeit entlassen worden – sie steht auf und sagt, ‚nun bitte ich also die deutschen Kolleginnen zu einer Besprechung ins Nebenzimmer‘. Kollegin S., eine gute Katholikin, steht auf und fragt: ‚Was heißt das, die deutschen Kolleginnen?‘ ‚Natürlich alle, die nicht Jüdinnen sind‘, lautet die Antwort. So war es gesagt. Schweigend stehen wir jüdischen und halbjüdischen Ärztinnen auf und mit uns einige ‚deutsche‘ Ärztinnen. Schweigend verlassen wir den Raum, blaß, bis ins Innerste empört. Wir gingen dann zu Kollegin Erna B., zu besprechen, was wir tun sollen. ‚Geschlossen unseren Austritt aus dem Bund erklären‘, sagen einige. Ich bin dagegen. Die Ehre, uns herauszuwerfen, will ich ihnen gerne gönnen, aber ich will wenigstens meinen Anspruch auf Mitgliedschaft nicht freiwillig preisgeben. Nun will ich sehen, was weiter kommt. […]“[[24]](#footnote-24)

Hertha Nathorffs *Tagebuch* ist das Psychogramm einer mentalen Deformation, die ein Volk erfasst hat, dargestellt an einem Ausschnitt des Bürgertums, des ärztlichen Milieus der Metropole Berlin. Am Ende steht wie bei Sebastian Haffner die Erschütterung darüber, was man erlebt hat.

**Karl Löwith: *Mein Leben in Deutschland vor und nach 1933***

Der vermutlich prominenteste Teilnehmer am Harvard-Wettbewerb war Karl Löwith.[[25]](#footnote-25) Als er den Bericht verfasste, war er Lehrbeauftragter an der Kaiserlichen Universität von Sendai in Japan. – Löwith war Weltkriegsteilnehmer gewesen und schwer verletzt worden, hatte sich seiner Entlassung aus der Gefangenschaft der „Münchener freien Studentenschaft“ angeschlossen, wo Max Weber seinen berühmten Vortrag „Wissenschaft als Beruf“ hielt, bewegte sich zeitweilig im engeren Umfeld des George-Kreises, hatte dann in Freiburg bei Edmund Husserl und Martin Heidegger studiert und 1923 in München bei Moritz Geiger promoviert. Löwith folgte nach der Promotion Heidegger nach Marburg, wo er zum engen Kreis der Heidegger-Schüler gehörte, habilitierte sich 1928 bei Heidegger, lehrte bis 1934 als Privatdozent in Marburg und ging dann als Rockefeller-Stipendiat nach Italien. Von 1936 bis 1941 lehrte er in Sendai. 1941 wurde er nach Hartford/Connecticut, 1949 an die New School of Social Research in New York berufen. 1952 kehrte er nach Deutschland, an die Ruprecht-Karls-Universität Heidelberg, zurück und lehrte dort bis 1964. Er starb 1973 in Heidelberg.

 Löwith schildert eindrucksvoll, durchsetzt von Sarkasmen, in welchen Formen man an der Universität Marburg, an der Löwith lehrte, auf Hitlers Ernennung zum Reichskanzler reagierte:

„Die deutsche Erhebung äußerte sich in Marburg wie überall zunächst durch die Entlassungen und die Judenhetze. Der jüdische Assistent eines medizinischen Instituts wurde von S.A.-Männern gezwungen, vor ihnen her durch die Stadt zu marschieren mit einer Tafel, auf der geschrieben stand: ‚Ich habe ein deutsches Mädchen geschändet.‘ Die Passanten haben sich bei diesem Schauspiel halb neugierig und halb beschämt auf die andere Straßenseite verdrückt – ich habe dies nicht selber gesehen, aber eine Photographie davon gezeigt bekommen.“

Er kommentiert den Vorgang mit den Worten:

„Das war die deutsche Zivilcourage, für die der Deutsche kein Wort hat, weil ihm die Sache fehlt.“[[26]](#footnote-26)

Löwith selber, Protestant, jedoch „Halbjude“, war anfangs von der Entlassung bedroht. Einzelne Kollegen reagierten auf bezeichnender Art und Weise:

„Ein biederer Theologe war so naiv, daß er allen Ernstes im Unklaren war, ob ich oder meine Frau der volksfremde Teil sei.“

Auch hier folgt ein Nachsatz:

„Er war bis 1933 Herausgeber einer tiefroten, christlich-marxistischen Zeitschrift gewesen und befürchtete, deshalb entlassen zu werden. 1935 hatte er aber den Anschluß gefunden, indem er für sich den Nationals*ozialismus* und nach außen den *National*sozialismus betonte.“[[27]](#footnote-27)

Ein Protest von Professoren der verschiedensten Fakultäten gegen die Entlassung ihrer Kollegen kam, wie Löwith formuliert, „nie an die Öffentlichkeit“. – Als von der Deutschen Studentenschaft die „12 Thesen wider den undeutschen Geist“ verbreitet werden,[[28]](#footnote-28) erfolgt ebenfalls keine Reaktion:

„Dieser Aufruf war auch in der Marburger Universität, in der außer mir noch vier jüdische Dozenten lehrten, angebracht worden. Keiner der arischen Kollegen hatte den Einfall und Mut zu verlangen, daß er entfernt würde. Der Aufruf ging sie ja selbst nichts an. Als ich K. bat, dem Dozentenschaftsführer zu sagen, er möge für die Entfernung des Aufrufs sorgen, erhielt ich die Antwort: das lasse man besser bleiben, denn es könne in der gegenwärtigen Lage die Unruhe der Studenten noch steigern. Man wartete allgemein ab, wie sich die Dinge entwickeln würden […].“[[29]](#footnote-29)

Bei einer Dozentenversammlung werden die Anwesenden vom „Führer“ der Studentenschaft aufgefordert, dem nationalsozialistischen Lehrerbund beizutreten. Sie tun das widerspruchslos, „bis ein schüchterner Theologe die Hand erhob und sich die Frage erlaubte, ob man nicht vorher die Satzungen dieses Lehrerbundes einsehen könne, um zu wissen, was man denn unterschreibe“. Diese Satzung liegt jedoch nicht vor. Erst daraufhin zögern einige mit ihrer Unterschrift. – Auch daran schließt sich ein sarkastischer Kommentar an:

„Und das waren dieselben Menschen, die einen Monat zuvor um jeden Quark auf stundenlangen Diskussionen bestanden, ehe ein Beschluß gefaßt werden konnte.“[[30]](#footnote-30)

Über einen Besuch in Freiburg bei Edmund Husserl schreibt Löwith:

„Die Universität, die nicht zum geringsten Teil ihm [Husserl] ihren Ruf verdankte, entzog sich durch Ignorieren aller Verlegenheit. Ein Herr Grunsky hat später eine Broschüre geschrieben, welche beweisen sollte, daß Husserl, wie schon Philo und Cohen, die Ideenwelt des ‚Ariers‘ Plato ‚talmudisiert‘ habe.“[[31]](#footnote-31)

Husserls Werke werden an einem „Schandpfahl“ als „Judenwerk“ bloßgestellt.

Was Karl Löwith über Freiburg und Marburg berichtet, spielte sich in ähnlicher Weise auch an anderen Universitäten ab. Der Mathematiker Peter Thullen hat in seinem Tagebuch über nahezu identische Vorgänge berichtet, die sich in Münster vollzogen.[[32]](#footnote-32) Löwiths Urteil über die akademische Intelligenz und ihr Verhalten ist eindeutig: „Die Masse der deutschen Intelligenz war reaktionär oder indifferent“.[[33]](#footnote-33)

 Aufschlussreich sind Löwiths Ausführungen zu Heidegger und seinem Verhalten nach der „Machtergreifung“. Es stellt aus heutiger Sicht in mancherlei Beziehung ein Rätsel dar, weshalb ein diszipliniert und rational orientierter Wissenschaftler wie Löwith überhaupt Schüler von Heidegger werden konnte. Löwith erklärt es psychologisch:

„Die faszinierende Wirkung, die von ihm [Heidegger] ausging, war zum Teil in der Undurchsichtgkeit seines Wesens begründet: niemand kannte sich mit ihm aus, und seine Person ist wie seine Vorlesung durch Jahre hindurch ein Gegenstand heftiger Kontroversen gewesen. Er war wie Fichte nur zur Hälfte ein Mann der Wissenschaft, zur anderen und vielleicht größeren ein opponierender Charakter und Prediger, der durch Vor-den-Kopf-Stoßen anzuziehen verstand und *den der Unmut über die Zeit* und sich selbst vorantrieb.“[[34]](#footnote-34)

Löwith analysiert genau die unterschiedlichen Äußerungen Heideggers im Zusammenhang der „Machtergreifung“. Die Trennfolie ist dabei die Rationalität. Am Beispiel der Rektoratsrede zeigt Löwith, wie Heidegger ohne Skrupel Grundbegriffe seines philosophischen Denkens den Gegebenheiten anpasst:

„Der ‚Arbeits-‘ und ‚Wehrdienst‘ wird eins mit dem ‚Wissensdienst‘, so daß man am Ende des Vortrags nicht weiß, ob man Diels‘ *Vorsokratiker* in die Hand nehmen soll oder mit der S.A. marschieren.“[[35]](#footnote-35)

Die schärfste Kritik trifft Heideggers „Schlageter-Rede“ (*Freiburger Studentenzeitung,* 1. Juni 1933). Löwith bekennt seine Fassungslosigkeit darüber, wie Heidegger hier das Thema des „je eigenen Todes“ auf eine der problematischsten Gestalten der NS-Mythologie überträgt:

„Wohl keiner von uns [den Heidegger-Schüler] wäre 1927, als Heideggers *Sein und Zeit* erschien, auf den Gedanken gekommen, daß der ‚je eigene‘, radikal vereinzelnde Tod, zu dessen Veranschaulichung Heidegger auf Tolstois Erzählung vom *Tod des Iwan Iljitsch* verweist, sechs Jahre später dazu umfrisiert werden könnte, um den Ruhm eines nationalsozialistischen ‚Helden‘ zu künden. […] Schlageter, heißt es in dieser künstlich geschraubten Gedenkrede, sei den ‚schwersten und größten Tod‘ gestorben, als er (wegen Sabotage in dem von Frankreich besetzten Gebiet) wehrlos erschossen wurde, während seine Nation erniedrigt am Boden lag. ‚Er mußte allein, aus sich das Bild des künftigen Aufbruchs des Volkes zu seiner Ehre und Größe sich vor die Seele stellen, um im Glauben daran zu sterben‘. […] In Wahrheit war Schlageter einer der vielen, nach dem Kriege aus ihrer Bahn geworfenen jungen Deutschen, die teils Kommunisten und teils das Gegenteil wurden […]. Verwildert durch den Krieg und entlassen vom Militärdienst konnten sie nicht mehr ins zivile Leben zurückfinden; sie schlossen sich einem der Freikorps an, um irgendwo und gegen irgendwen in zügellosen Unternehmungen ihr Leben zu verspielen. Der Existenzphilosoph nennt dies ein Müssen. ‚Er *mußte* ins Baltikum, er *mußte* nach Oberschlesien, er *mußte* an die Ruhr‘ […]. So weit war das Fatum der antiken Tragödie bis auf unsere Inflationszeit selbst bei einem Philosophen heruntergekommen.“[[36]](#footnote-36)

Löwith stellt keine Vermutungen darüber an, weshalb Heidegger Schlageter zum antiken Helden stilisiert. Er sieht hinter dem Verhalten nicht Opportunismus, sondern eine – Löwith unbegreifliche – Überzeugung. Das „Heil Hitler“, mit dem Heidegger selbst private Briefe abschloss, war nach Löwiths Überzeugung „stockbieder ernst“[[37]](#footnote-37) gemeint. Er berichtet, dass Heidegger auch 1936 noch überzeugt gewesen sei, „daß der Nationalsozialismus der für Deutschland vorgezeichnete Weg sei; man müsse nur lange genug ‚durchhalten‘.“[[38]](#footnote-38) Selbst in Rom entfernt Heidegger das Parteiabzeichen nicht von seinem Rock.

In seinem Bericht nimmt Löwith auch Stellung zum „Gesetz zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums“. Er berichtet, dass an der Philosophischen Fakultät in Marburg von den entsprechenden Entlassungen in der Folge dieses Gesetzes kein Mitglied betroffen gewesen sei: „der Archäologe Jacobsthal war schon vor 1914 ordentlicher Professor gewesen, der klassische Philologe Friedländer, der Philosoph Frank, der Romanist Auerbach, der Kunsthistoriker Krautheimer und ich – wir alle waren im Felde gewesen“.[[39]](#footnote-39) Es folgt die entscheidende Einschränkung: Der Slawist Jacobsohn, der mit der Entlassung habe rechnen müssen, habe sich „in seiner Verzweiflung“ das Leben genommen. In der Marburger Zeitung habe man auf den Freitod mit einer zynischen Bemerkung reagiert. Die Universität habe nicht einmal ein Gedenkwort für erforderlich gehalten.

Löwith geht anschließend genauer auf die Ausnahmeregelung ein, der er selber die einstweilige Weiterbeschäftigung verdankte. In seinen Augen sei der sog. „Frontkämpferparagraf“ weder eine Auszeichnung noch eine „Ehre“, vielmehr eine „Schande“.[[40]](#footnote-40) Durch die Ausnahmeregelung speziell für die „jüdischen Frontkämpfer“ würden diese zu Staatsbürgern minderen Rechts erklärt, denn nur aufgrund der Ausnahmeregelung, aber nicht weil sie deutsche Staatsbürger sind, dürften sie weiterhin ihren Beruf ausüben. Für Löwith steht unmissverständlich fest, dass die freie Berufsausübung zu den staatsbürgerlichen Grundrechten gehört, die nicht durch Gesetz zur Disposition gestellt werden dürfen. Wenn aus der Tatsache, dass jemand Frontkämpfer war, er also wie alle anderen Deutschen seiner Pflicht als Staatsbürger nachgekommen ist, ein *Sonderrecht* abgeleitet wird, wird ihm damit nachträglich *auch das Staatsbürgerrecht*, also das ursprüngliche Recht, abgesprochen. Die vermeintliche Auszeichnung wird damit zu einer Diskreditierung. – Das Recht, ein „Deutscher“ zu sein und sich als „Deutscher“ zu verstehen, ist für Löwith grundlegend. Es ist nicht vom religiösen Bekenntnis abhängig. Die Bedeutung es religiösen Bekenntnisses liegt auf anderer Ebene.

Löwith beendet seinen Bericht mit einer Hommage an Franz Rosenzweig, den neben Martin Buber bedeutendsten jüdischen Philosophen der Weimarer Republik. Rosenzweig hatte auf die Frage, ob er mehr „Deutscher“ oder mehr „Jude“ sei, geantwortet, dass ihn die Aussage in zwei Teile zerreißen würde, er lehne die Antwort deshalb ab:

„Ein deutscher Jude, dessen Arbeit über Hegel bekannt ist, während sein eigentliches Werk dem Judentum galt, wurde bei der Verhandlung wegen einer Berufung an eine jüdische Schule[[41]](#footnote-41) über seine Stellung zum Juden- und Deutschtum befragt. ‚Da habe ich erwidert, die Antwort auf diese Frage lehnte ich ab; wenn das Leben mich einmal auf die Folter spannen würde und mich in zwei Stücke reißen, so wüßte ich freilich, mit welcher der beiden Hälften das Herz, das ja unsymmetrisch gelagert sei, mitgehen würde; die Herren wollten mich aber doch lebendig haben und da müßte ich sie schon bitten, mich nicht auf die Folter dieser im wahren Sinn lebensgefährlichen Frage zu stellen, sondern mich ganz zu lassen.‘“[[42]](#footnote-42)

Es ist klar ersichtlich, dass Löwith, seinem religiösen Bekenntnis nach ein Protestant, sich mit dieser Antwort identifiziert.

**Eva Wysbar: *„Hinaus aus Deutschland, igendwohin…“***

Das *Tagebuch* der Hertha Nathorff zeigt, in welchem Ausmaß die nationalsozialistische „Judengesetzgebung“ in das berufliche wie das private Leben eingriff. Bei den jüdischen Technikern und Künstlern, die der Reichsfilmkammer unterstanden, war das in noch stärkerem Maße der Fall. Der Grund dazu waren die Möglichkeiten bei der der Umsetzung der Gesetze, die der institutionelle Rahmen bot: das Reichsministerium für Volksaufklärung und Propaganda und die Persönlichkeit des zuständigen Minister Joseph Goebbels. Der politische Ehrgeiz des Ministers und die juristische Kompetenz seiner Mitarbeiter gestalteten das Leben der Betroffenen zu einem wahren Martyrium.

Der Film, insbesondere der Unterhaltungsfilm, spielte innerhalb des nationalsozialistischen Systems von Politik, politischer Beeinflussung und Unterhaltung eine zentrale Rolle. Er war vermutlich das wichtigste Propagandainstrument. Der Film war das „Medium, das die Herzen eroberte“.[[43]](#footnote-43) Wie Hitler war Goebbels ein Filmenthusiast. Er identifizierte sich mit der filmischen Produktion, die seinem Ministerium unterstellt war, las regelmäßig die Drehbücher und suchte persönlich die Regisseure und Darsteller aus. In den Illustrierten gehörten Fotos, die Hitler oder Goebbels beim Tee in persönlichem, vertrautem Gespräch mit den Stars aus Film und Theater zeigten, zum täglichen Erscheinungsbild.[[44]](#footnote-44) Bestimmend waren jedoch nicht nur propagandistische Erwägungen. Die Filmindustrie war auch ein eminent wichtiger wirtschaftlicher Faktor. Das war in einer Zeit, in der die Devisen knapp waren, ein Argument, das keineswegs negiert werden durfte.

Das Problem, mit dem Goebbels nach seiner Ernennung zum Minister für Volksaufklärung und Propaganda konfrontiert war, bestand darin, dass ein Großteil der Spezialisten in den Ateliers und Produktionsanstalten jüdischer Herkunft war. Von ihnen hatte ein erheblicher Teil nach dem Machtantritt der Nationalsozialisten Deutschland bereits verlassen. Um eine Filmproduktion aufrecht zu erhalten, die mit den in Hollywood entstehenden Filmen konkurrieren konnte, war Goebbels deshalb genötigt, Zugeständnisse bei der Anwendung der Judengesetzgebung zu machen. Wie für das Theaters, das als Instrument der ästhetisch verklärenden Präsentation der Diktatur fast ebenso wichtig war wie der Film, wurden deshalb für einen Teil der „jüdischen“, „halbjüdischen“ und „jüdisch versippten“ Regisseure, Schauspieler, Drehbuchautoren, Kameraleute und anderen Spezialisten zeitlich begrenzte, „jederzeit widerrufliche“ Sondergenehmigungen erteilt.[[45]](#footnote-45) Diese Sondergenehmigungen waren jedoch keine tatsächlichen Konzessionen. Goebbels, vermutlich der neben Hitler und Streicher vehementeste Antisemit im Kreis der inneren Führung der NSDAP, verknüpfte in solchen Fällen Nachgiebigkeit mit massivem Druck. Er schuf ein System von Abhängigkeiten, das letztendlich einzig dem Zweck diente, die Filmindustrie „judenrein“ zu machen. Im Zentrum stand das Scheidungsverlangen: Weiterbeschäftigung und Rollenvergabe wurden mit dieser Forderung verknüpft. Die Belastungen, die daraus resultierten, waren für die Betroffenen derart groß, dass einige im Freitod den einzigen Ausweg sahen. [[46]](#footnote-46) Ein Teil willigte in die Scheidung erst ein, wenn der jüdische Partner sich im Ausland in Sicherheit befand. Doch das waren Ausnahmen, Zeichen von Integrität und Mut. Mit Formulierungen, dass die Ehe „ohnehin bereits seit längerem keinen Bestand mehr gehabt habe“, wurden die meisten erzwungenen Scheidungen später kaschiert. Sie finden in der Memoirenliteratur deshalb auch nur am Rande Erwähnung.

Sondergenehmigungen mussten von den Produktionsfirmen, von den Regisseuren oder von anderen einflussreichen Persönlichkeiten bei der Reichsfilmkammer beantragt werden. Es gab einzelne Fürsprecher in Hitlers Umfeld, Künstlerinnen wie z.B. Käthe Dorsch, die persönlich bei Hitler für die Betroffenen intervenierten. Es musste also zunächst jemand persönlich sich exponieren oder für die entsprechende Person verbürgen, damit der Prozess zur Erteilung einer Sondergenehmigung überhaupt eingeleitet wurde. Die Erteilung selber kam einem Gnadenerweis gleich. Sie war an strikte Auflagen gebunden, die die so Begünstigten ständiger Kontrolle und damit permanenter Willkür aussetzten. Der Versuch, dem Verlangen nach Scheidung nur der Form halber zu entsprechen, die Ehe in Wirklichkeit jedoch fortzusetzen, war de facto kaum möglich. Dazu war die Gefahr der Denunziation zu groß. Es genügte, dass ein Jude und eine „Arierin“ sich im selben Raum aufhielten, damit Anklage wegen Verdachts der „Rassenschande“ erhoben wurde. Die Strafen, die dafür verhängt wurden, reichten bis zur Einweisung in ein Konzentrationslager.[[47]](#footnote-47)

In den Genuss der Sondergenehmigung kamen nur diejenigen, die zumindest nach außen hin mit dem NS-System konform gingen, ein entsprechendes Wohlverhalten an den Tag legten, durch ihre Lebensführung nicht Anstoß erregten und den Pflichten, denen ein Nationalsozialist unterworfen war, Folge leisteten. Das schloss derart absurde Sachverhalte ein wie die regelmäßige Spende für das Winterhilfswerk oder für die Stiftung „Künstlerdank“. Ob gespendet wurde, wurde genau registriert und in der Personalakte vermerkt. Ein absoluter Hinderungsgrund war die Mitgliedschaft in der Jüdischen Gemeinde, und zwar die eigene wie die Mitgliedschaft der Kinder. In der Reichsfilmkammer war ein umfangreicher Beamtenapparat einzig damit beschäftigt, die Einhaltung dieser Anforderungen zu überwachen. Bevor der Antrag auf Sondergenehmigung entscheidungsreif war, wurden bei der Gestapo, in der Nachbarschaft und an einer Vielzahl anderer Stellen detaillierte Auskünfte über den Betreffenden und seine Lebensführung eingeholt. Die Entscheidung selber wurde nicht im Apparat gefällt. Goebbels behielt sie sich persönlich vor. – In dieses Milieu führt der Bericht einer weiteren Teilnehmerin des Harvard-Preisausschreibens: Eva Wysbars, [[48]](#footnote-48) der jüdischen Ehefrau des renommierten Filmregisseurs Frank Wysbar.

Frank Wysbar, für Cineasten heute ein Kultgestalt, war, wie Detlef Garz, der Herausgeber von Eva Wysbars Bericht, vorsichtig andeutet, eine zwielichtige Person, und dieses Faktum verleiht den Geschehnissen ein besonderes Kolorit.[[49]](#footnote-49) Frank Wysbar (Franz Paul Wisbar), geb. 1899 in Tilsit, „Arier“, Sohn eines ostpreußischen Fernmeldesekretärs, war im Ersten Weltkrieg ab 1915, also bereits mit 16 Jahren, Soldat, zuletzt als Fähnrich. Zu Kriegsende schloss er sich vermutlich – die Angaben sind widersprüchlich; die zeit- bzw. generationstypische Logik deutet jedoch darauf hin, dass die von Garz vorgelegte Deutung richtig ist – einem der zahlreichen Freikorps an und wurde aus diesem Grund anschließend in die Reichswehr übernommen. Er holte hier das Abitur nach. 1927 nahm er als Leutnant seinen Abschied. Als Tätigkeit nach seiner Entlassung aus der Reichswehr gab er in seinem Antrag zur Aufnahme in die Reichsfilmkammer an: Verlagsleiter bei Rothgiesser & Diesing A. G. Berlin sowie Produktionsleiter bei der Karl [recte: Carl] Froelich GmbH. Auch hier ist der politische Hintergrund von Bedeutung: Carl Froelich wurde 1936 Mitglied des Präsidialrats der Reichsfilmkammer, 1939 Präsident der Reichsfilmkammer.

Aufschlussreich ist die Angabe von Detlef Garz, Wysbar sei Träger des „Blutordens“ gewesen, also der höchsten NSDAP-Auszeichnung. Der Blutorden war in Erinnerung an den Hitler-Putsch von 1923 gestiftet worden und deshalb im Dritten Reich ungemein prestigeträchtig. Er wurde vor 1933 nur an die Teilnehmer des Putsches und des Marsches zur Feldherrnhalle vergeben. In welcher Funktion Wysbar an dem Putsch teilgenommen hatte, ist unklar. Da er aber mit dem Milieu der Freikorps in Verbindung stand und seine Übernahme in die Reichswehr sich vermutlich auch von daher erklärt, kann von einem „Zufall“ seiner Anwesenheit, wie Wysbar nach 1945 den Sachverhalt erklärte, [[50]](#footnote-50) wohl kaum die Rede sein. Er spielte den Sachverhalt herunter bzw. lenkte von den damit verbundenen Rückschlüssen auf seine politische Position ab. Nicht die Mitgliedschaft in der NSDAP war bei Beurteilung seiner Position von Bedeutung, wohl aber sein politischer Werdegang

Die Tatsache, dass Wysbar Träger des Blutordens war, war in seinem Umfeld bekannt, denn Wysbar machte gezielt von dem Prestige Gebrauch, das mit diesem Orden verbunden war.[[51]](#footnote-51) Spätestens von dem Moment an, als Wysbar zu einem politischen „Fall“ geworden war, war diese Information auch Teil seiner Personalakte. Zu einem Fall wurde Wysbar, weil Eva Wysbar sich nicht NS-konform verhielt. Sie erregte Anstoß, als sie im April 1933 bei Gelegenheit einer Premierenfeier ostentativ den Tisch verließ, als zwei „in Naziuniform gekleidete Männer“ erschienen und unaufgefordert sich zu ihr und ihrem Mann an den Tisch setzten.[[52]](#footnote-52) Sie verzichtete nicht darauf, eingetragenes, also auch Steuern zahlendes Mitglied der Jüdischen Gemeinde zu sein und spendete auch nicht für das Winterhilfswerk.[[53]](#footnote-53) Das waren im NS-Staat unmissverständliche Provokationen, und die Tatsache, dass sie nicht sogleich geahndet wurden, deutet darauf hin, dass Wysbar, der ehemalige Freikorpsangehörige, der Mann der „Bewegung“, zumindest zeitweilig über das erforderliche politisches Prestige verfügte, Eva Wysbar zu schützen.

Das Geburtsjahr Eva Wysbars (geb. Eva Theresa Krojanker) ist 1908, der Geburtsort Berlin. Sie stammte aus einer sehr vermögenden Industriellenfamilie. Nach eigenen Angaben studierte sie Musik und Theaterwissenschaft in Berlin, Freiburg und Zürich. Die Angaben konnten nicht verifiziert werden, was nicht ausschließt, dass Eva Krojanker, wie sie damals noch hieß, als Gasthörerin Vorlesungen besuchte.[[54]](#footnote-54) Von 1929 bis 1930 war sie Mitarbeiterin in der Pressabteilung der Firma Ultraphon, einer renommierten Schallplattenfirma, die dem holländisch-deutschen Küchenmeister-Konzern angehörte.[[55]](#footnote-55) Die Mutterfirma war Teil der Tobis A.G. Auch hier sind familiäre Beziehungen von Bedeutung: Ein Onkel Eva Krojankers, Heinrich Brückmann, der sie nach dem Tod ihres Vaters in seine Obhut genommen hatte, war bis 1929 Generaldirektor der Tobis gewesen. Von 1931 bis 1933 war Eva Krojanker bei der Carl Froelich Film GmbH tätig. Sogar zu der Firma Rothgiesser & Diesing, wo Frank Wysbar beschäftigt war, bestanden offenbar familiäre Kontakte, denn Evas Bruder Fritz heiratete später Ruth Diesing, die Tochter des Verlegers. – Auf einer Feier dieses Verlages begegneten sich Eva Krojanker und Frank Wysbar.[[56]](#footnote-56) Sie heirateten im Mai 1932; 1934 wurde die Tochter Maria geboren, 1936 (?) ihre Tochter Tania.

 Eva Wysbars Bericht über ihr Leben *„vor und nach 1933“* ist die Darstellung eines *tatsächlichen* und nicht – wie bei Sebastian Haffner – eines fingierten *Duells mit dem Staat*, eines Duells vor allem mit Joseph Goebbels. Das Streitobjekt ist ihr Ehemann, der Vater ihrer beiden Töchter, für Goebbels ein zwar eigenwilliger, gleichzeitig aber talentierter und für die Filmindustrie des Dritten Reiches wichtiger Regisseur. Dieser Kampf wird von Seiten Eva Wysbars mit dem Ziel aufgenommen, die künstlerische, intellektuelle Integrität ihres Mannes zu schützen. Wysbar wird von Goebbels schikaniert und provoziert. Mal gefallen ihm die Filme nicht, die Wysbar erstellt, mal ist die „jüdische Frau“ das störende Element. Goebbels will Wysbar zur Scheidung zwingen, und sein Druckmittel ist, dass er Wysbar von weiterer Regiearbeit ausschließt. Eva Wysbar Antwort ist, dass sie ihren Mann zur Emigration drängt und zur Vorbereitung der Emigration mehrere Auslandsreisen unternimmt.

Dieser Kampf scheitert, und zwar bereits bevor die Emigration tatsächliche in die Wege geleitet wird. Das Scheitern wird daran erkennbar, dass Wysbars Name in dem Bericht nur in anonymisierter Form, als „XY“, auftaucht. Frank Wysbar zerbricht an den Konflikten. Selbst ein Karenzjahr, das Eva Wysbar dadurch erreicht, dass sie ihrerseits für ein Jahr nach Italien geht, also den Anschein erweckt, Wysbar und seine Frau lebten tatsächlich bereits getrennt, ändert an diesem Tatbestand nichts. Die bloße Erwähnung des „Erfolgs“ wandelt sich bereits in eine Beschreibung der endgültigen Niederlage:

„Es war gelungen. Während meines Aufenthaltes in Italien verbrachte mein Mann fast ein ganzes Jahr in freiwilliger Gefangenschaft in unserem stillen, abgelegenen Haus, das er kaum je verließ. Es war ein Jahr vollkommener Ruhe, die durch kein äußeres Ereignis gestört wurde. Aber die Ruhe kam zu spät für einen innerlich völlig zerbrochenen Mann. Das ständige Leben im Zwielicht, der nie aussetzende Zwang zur Strategie und zum Auf-dem-Posten-Stehen, zum gewaltsamen Unterdrücken der eigenen Meinung und zum Doppelleben war mehr, als er hatte ertragen können. Als ich ihn das erste Mal nach langer Zeit wiedersah, wusste ich, dass dieser Mensch zum Untergang verurteilt war, wenn es nicht gelang, ihn aus Nazi-Deutschland zu befreien.“[[57]](#footnote-57)

Frank Wysbar hat zwischen 1933 und 1938, dem Jahr der Ausreise, offensichtlich mehrere Liebschaften, wie Eva Wysbar mit dem Hinweis auf eine „intime Freundin“ Wysbars, die sie „Tamara“ nennt, selber andeutet.[[58]](#footnote-58) Doch nicht die Liebschaften stehen im Zentrum, sondern der Kampf um persönliche, familiäre Freiheit, das Recht auf eigene Meinung und uneingeschränkte Bewegungsfreiheit.

 Eva Wysbars Ausgangspunkt ist das Denunziantentum, das mit dem Machtantritt der Nationalsozialisten epidemische Züge annimmt:

„Das neue Deutschland war vom ersten Tage seines Bestehens an von einem Heer von Spitzeln überschwemmt, dem bald jeder Deutsche schlechthin zuzuzählen war. Ihr Objekt war der Volksfeind in jeder Gestalt, der selbstverständlich in erster Reihe in den politischen Kreisen und im Juden steckte. Da der politische Gegner sowohl wie der Jude öffentlich deklariert waren und keine Rätsel aufgaben, so bot die Säuberung von ihnen keine wirklichen Schwierigkeiten.“ „Unter den Judenfreunden boten die jüdisch versippten Arier eine spezielle Aufgabe. […] Die Aufgabe hieß, entweder das öffentliche Leben von jüdisch Versippten oder aber diesen von seiner jüdischen Sippschaft zu befreien.“[[59]](#footnote-59)

Eva Wysbar erkennt schon Anfang 1933, dass für Frank Wysbar ein Verbleib in Deutschland nicht möglich ist. Goebbels hatte unmittelbar nach der Übernahme seines Ministeriums bei einer Filmvorführung Wysbars neuen Film *Anna u. Elisabeth* spontan als „[t]ypisch jüdisch-intellektuelle[n] Kitsch, degeneriert und dazu gemacht, den klaren Sinn der Masse zu verwirren“,[[60]](#footnote-60) bezeichnet. Seitdem begegnete er Wysbar mit „Hassliebe“. Die Konsequenz ist, dass Goebbels – so Eva Wysbar – seinen Beamten die Anweisung gibt: „Bringt die Jüdin weg, aber lasst den XY vorläufig mal machen, wie er will.“[[61]](#footnote-61) Als Privatmensch wird Wysbar damit zum Freiwild. Die gesamte persönliche und berufliche Umgebung fungiert dabei als Überwachungsdienst.

 Um ein Minimum an privater und beruflicher Freiheit zu gewinnen, wechselt Wysbar daraufhin von der Ufa zur Terra, einer Filmgesellschaft in schweizerischem Besitz. Die Produktion soll in der Schweiz stattfinden. Wysbar hat für sich, seine Frau und ihre Tochter bereits ein Haus in der Schweiz gesucht. Aber sogar dieser Wechsel ist nur unter Konzessionen möglich:

„Bevor XY den Vertrag mit der ‚Terra‘ abschließen durfte, musste er der Fachschaft [in der Reichsfilmkammer] gegenüber die Erklärung ab geben, dass er beabsichtige, sich von mir scheiden zu lassen. Der Pläne wegen, die die ‚Terra‘ für Aufbau einer neuen Produktion in der Schweiz hatte, erschien die Verbindung mit ihr wertvoll genug, um auf diese Bedingung der Fachschaft einzugehen.“[[62]](#footnote-62)

Das Projekt zerschlägt sich jedoch aufgrund von Devisenschwierigkeiten. Die Dreharbeiten müssen in Berlin beendet werden. – Die Nachgiebigkeit in Bezug auf das Scheidungsverlangen erweist sich nunmehr als ein entscheidender Fehler. Sie bestärkt den Repressionsapparat in der Annahme, dass eine Verstärkung des Drucks Erfolg haben werde:

„Die Fachschaft begnügte sich zwar auch in der nächsten Zukunft mit der von XY erklärten Scheidungsabsicht, aber nur, weil die Gestapo uns intensiv überwachte. Dass wir überhaupt die Fiktion der Trennung und Scheidung aufrechterhalten konnten, war einzig dem Umstand zu danken, dass XY dicht hintereinander zwei Filme drehte, deren ausgedehnte Außenaufnahmen ihn lange von Berlin entfernt hielten und deren angespannte Atelierarbeit für Privatleben ohnehin wenig Raum ließen.“[[63]](#footnote-63)

Pro forma haben die Ehepartner getrennte Wohnungen. Die Situation spitzt sich jedoch zu, als die zweite Tochter geboren wird. Unter diesen Umständen ist gar nicht daran zu denken, dass Goebbels Wysbar eine weitere Arbeitserlaubnis erteilt. In dieser Situation kommt jedoch Rettung von Hitler: Er ist von Wysbars neuem Film *Fährmann Maria* begeistert:

„XY stand wieder einmal in Gunst; ein neuer Film wurde ihm übertragen – allerdings jetzt unter der endgültigen Bedingung, unverzüglich die Scheidung anzustrengen.“[[64]](#footnote-64)

Noch immer versucht Eva Wysbar vergeblich, im Ausland Kontakt zu Produktionsfirmen aufzunehmen, die Wysbar beschäftigen und ihm damit die Emigration ermöglichen könnten. Als sie die Nachricht von dem neuerlichen Scheidungsverlangen erhält, reagiert sie deshalb prompt:

„Als ich im Spätsommer mit den Kindern nach Deutschland zurückkam, war mein erster Gang zum Rechtsanwalt, um die Scheidungsklage einzureichen […].“[[65]](#footnote-65)

Sie spielt dabei auf Zeit. Nach deutschem Recht hat der Antragsteller in einem Scheidungsverfahren die Möglichkeit, vor Gericht einen Sühnetermin beantragen. Zu diesem Termin müssen dann beide Parteien erscheinen. Beide Parteien kennen in diesem Fall aber Mittel und Wege, zwingende Gründe vorzutäuschen, die einem Erscheinen im Wege stehen. Die Situation spitzt sich erneut zu, als Wysbar bei den Dreharbeiten für einen „Kraft durch Freude“-Film von einem als Komparsen getarnten Gestapo-Mann wegen „Führerbeleidigung“ verhaftet wird.[[66]](#footnote-66) Aber auch diese Krise wird bewältigt.

 Eine nicht klar erkennbare Rolle spielt im Zusammenhang dieser sich steigernden Repressionen Gunter d’Alquen, Adjutant Himmlers, Chefredakteur des *Schwarzen Korps*, des Organs der SS und Leiter des innenpolitischen Ressorts des *Völkischen Beobachters*. d’Alquen schirmt in kritischen Situation Wysbar gegen Presseangriffe, Denunzianten und Übergriffe von Beamten der Filmkammer ab. Zwischen Wysbar und d’Alquen entwickelt sich, so Eva Wysbar, dabei eine eigenartige Männerfreundschaft. Eva Wysbar kommentiert sie mit folgenden Worten:

„Das Hauptinteresse dieser Männer [der höheren SS- u. SA-Führer] – sofern sie normal sind – wird von zwei Dingen absorbiert: Frauen und Alkohol“.[[67]](#footnote-67)

So sind auch die Interessen d’Alquens:

„Sein Mädel vom letzten Abend sollte in der Komparserie beschäftigt werden“.[[68]](#footnote-68)

d’Alquen verlangt selbstverständlich ebenfalls, dass Eva ihren Mann „freigeben“ solle. Ihre Reaktion ist unmissverständlich

„[I]ch fragte ihn nur, wie es sich denn mit seinen Anschauungen vertrüge, von einer Jüdin etwas zu erbitten“.

Von der SS – oder von anderen Instanzen – wird daraufhin eine ‚Eheverfehlung arrangiert ‘: Man entwendet ihr Auto, parkt es nachts an anderer Stelle und unterrichtet den Ehemann, dass sich das Auto an einem kompromittierenden Ort befinde. Das Arrangement fliegt jedoch auf, weil Wysbar seine Frau zu Hause anruft – sie befindet sich keineswegs bei einem anderen Mann. – Die fragwürde Freundschaft zwischen Wysbar und d’Alquen endet, als es in der Wohnung von „Tamara“ (Sybille Schmitz), in die d’Alquen leidenschaftlich verliebt ist, aus Anlass der ständigen Bespitzelung zu einer offenen Konfrontation kommt. Nur durch die Intervention von Tamara kann eine Verhaftung abgewendet werden.

 Der kritische Punkt in der Auseinandersetzung mit Goebbels, den Instanzen der Reichsfilmkammer und mit der Gestapo aber ist die Passfrage. An den Besitz gültiger Pässe ist die Bewegungsfreiheit, letztlich die Entscheidungsfreiheit, gebunden:

„Im Oktober 1935 beantragte mein Mann die Erneuerung seines abgelaufenen Reispasses – im Oktober 1938 hat er sie bekommen. Um dieses Stück Papier haben wir drei Jahre unermüdlich gekämpft; drei Jahre, in denen mein Mann, zu Bewegungslosigkeit und Stillschweigen verdammt, hilflos in der Nazifalle saß, in denen ich durch ganz Europa und halb Amerika fuhr, um den Schlüssel für diese Falle zu finden. Es war ein gigantischer Kampf, bezahlt mit allem, was das Leben schön macht, erträglich nur durch die Idee, für die er geführt wurde.“[[69]](#footnote-69)

Im September 1937 ereilt Eva Wysbar das Schicksal: Ihr wird in einem italienischen Hotel ihr Pass gestohlen. Sie hatte aus Vorsicht üblicherweise nur in Pensionen oder kleinen Hotels übernachtet, weil da die mögliche Überwachung und Kontrolle durch den deutschen Geheimdienst leichter zu bemerken war. Wegen Überfüllung der kleinen Hotels hatte sie in ein großes ausweichen müssen:

„Es wurde eine Liste sämtlicher deutscher Besucher und Emigranten angefertigt, von denen alle die, die sich nicht einwandfrei als Nazis ausweisen konnten, zur Zeit des Besuches [vermutlich von Hitler] in Schutzhaft genommen wurden. Ich war mir klar darüber, dass ich sofort ausziehen und mich so unsichtbar wie nur möglich hätte machen müssen – aber ich zog keine Konsequenzen aus dieser Erkenntnis.“[[70]](#footnote-70)

Es wird kein Wertgegenstand, kein Geld gestohlen – nur der Pass. Wer die Täter sind, liegt auf der Hand. Sie bekommt einen interimistischen Pass, den sie bei der Gestapo in Berlin abzuliefern hat. Dort schätzt man die Lage, in der sie sich befindet, gleich richtig ein. Ironisch berichtet Eva Wysbar:

„Mein Gestapofreund am Alexanderplatz empfing mich mit breitem Grinsen. ‚Jetzt müssense auswandern‘, sagte er. Ich weigerte mich. ‚Rausschmeißen können wir Sie nicht‘, meinte mein Freund, ‚höchstens einsperren. Aber einen Pass gibt es nur noch zum Auswandern, das Rumreisen ist zuende.‘ Die Falle war zu.“[[71]](#footnote-71)

In dieser Situation meldet deuten sich Chancen an, dass in den USA Interesse am Ankauf der Filmrechte für *Anna und Elisabeth* besteht. Damit gewinnt der Plan zu viert in die USA zu emigrieren, feste Konturen. Eva Wysbar versucht deshalb, für ihren Mann eine Einladung nach Hollywood zu bekommen. Sie erhält nach unendlichen Mühen tatsächlich noch einmal einen interimistischen Pass, allerdings nur aufgrund einer eidesstattlichen Erklärung, anschließend Deutschland zu verlassen. Das amerikanische Konsulat ist bereit, die Einreisepapiere im Ausland zu deponieren.

Die Kinder besitzen eigene Reisepässe. Da Juden zu diesem Zeitpunkt die Pässe entzogen werden, ist das ein Glücksfall. Erneut wird, damit die Gestapo keinen Verdacht schöpft, die strikte Trennung der Ehepartner in die Wege geleitet und ebenso die separate Betreuung der Kinder durch ein Kindermädchen. Frank Wysbar patrouilliert nächtlich um das Haus, in dem Eva Wysbar wohnt, um sie im Falle von Gefahr warnen zu können. Eva Wysbar fährt in die USA, kehrt dann noch einmal zurück und erhält die „Erlaubnis“ nach Italien auszuwandern. Im Juni 1938 verlassen die Kinder unter der Obhut der Kinderschwester Deutschland, wenige Tage danach auch Eva Wysbar. Im September wird die Scheidung ausgesprochen; im November 1938 erhält Frank Wysbar einen halbjährigen Urlaub für eine Reise in die USA. Er verlässt Deutschland in der Nacht vom 10. November Deutschland. – Die Gestapo, die erst im Nachhinein erkannte, dass sie überlistet worden war, beschlagnahmte anschließend den gesamten Besitz Eva Wysbars, so dass sie ohne auch nur „einen Teelöffel“ zu besitzen, wie die Tochter formuliert,[[72]](#footnote-72) in den USA eintraf. – Mit der erfolgreichen Emigration der gesamten Familie in die USA hatte Eva Wysbar zumindest diesen Teil ihres Kampfes mit Goebbels gewonnen.

Erschienen in *Exil* 29 (2009), H. 1, S. 54-74.

1. Sebastian Haffner an Harald Landry, Cambridge, 13.6.39). – Zitiert bei Georg Wiesing-Brandes: „Der letzte Bohemien“ – Harald Landry und sein Freundeskreis. – In: *Exil* 22 (2002), H. 2, S. 9-20, hier S. 19. [↑](#footnote-ref-1)
2. Sebastian Haffner: *Geschichte eines Deutschen*. Die Erinnerungen 1914-1933. München 2002 (= dtv. Bd. 30848), S. 9. [↑](#footnote-ref-2)
3. A.a.O., S. 140. [↑](#footnote-ref-3)
4. Ebd., S. 193. [↑](#footnote-ref-4)
5. S. 195. [↑](#footnote-ref-5)
6. S. 124. [↑](#footnote-ref-6)
7. S. 203. [↑](#footnote-ref-7)
8. S. 146 f. [↑](#footnote-ref-8)
9. S. 149. [↑](#footnote-ref-9)
10. Ebd. [↑](#footnote-ref-10)
11. Ebd. [↑](#footnote-ref-11)
12. Der Ausschreibungstext ist reproduziert bei Käthe Vordtriede: *„Es gibt Zeiten, in denen man welkt“.* Mein Leben in Deutschland vor und nach 1933. Lengwil 1999, S. 10. [↑](#footnote-ref-12)
13. Die Angaben folgen Liliane Weissberg: Preisfragen zu einem Leben in Deutschland vor und nach 1933 – das Beispiel Karl Löwith. – In: *Exil* 18 (1998), H. 2, S. 14 – 23, hier S. 15. [↑](#footnote-ref-13)
14. So in: *Jüdisches Leben in Deutschland*. Selbstzeugnisse zur Sozialgeschichte 1918-1945. Hrsg. von Monika Richarz. Stuttgart 1982; ebenfalls in: *Die Verfolgung und Ermordung der europäischen Juden durch das nationalsozialistische Deutschland 1933 – 1945*. Bd. 1: *Deutsches Reich 1933-1937*. Bearbeitet von Wolf Gruner. München 2008. – Angaben zu weiteren Veröffentlichungen bei Eva D. Becker: Autobiographie im Exil. – In: *Exil* 20 (2000), H. 2, S. 15 – 27. [↑](#footnote-ref-14)
15. *Das Tagebuch der Hertha Nathorff*. Berlin – New York. Aufzeichnungen 1933 bis 1945. Hrsg. von Wolfgang Benz. München 1987 (= Schriftenreihe der Vierteljahreshefte für Zeitgeschichte. Bd. 54). [↑](#footnote-ref-15)
16. 1938 wird den jüdischen Ärzten die Berufsbezeichnung und die Approbation entzogen; sie müssen sich nunmehr „Krankenbehandler“ nennen und dürfen nur noch jüdische Patienten behandeln; am Hauseingang muss groß und deutlich sichtbar ein Praxisschild mit dem Davidstern angebracht sein. [↑](#footnote-ref-16)
17. Alfred Hugenberg, Mitbegründer des Alldeutschen Verbandes, war durch die Übernahme des Scherl-Verlages die beherrschende Gestalt des deutschen Pressewesens vor 1933. Er war Minister in Hitlers erstem Kabinett. [↑](#footnote-ref-17)
18. S. 25. [↑](#footnote-ref-18)
19. *Tagebuch*, S. 14. – Hervorhebungen F.T. [↑](#footnote-ref-19)
20. S. 35. [↑](#footnote-ref-20)
21. S. 38 f. [↑](#footnote-ref-21)
22. S. 39. [↑](#footnote-ref-22)
23. Jean Améry: Die Tortur. – In: ders.: *Jenseits von Schuld und Sühne*. Bewältigungsversuche eines Überwältigten. München 1988, S. 44. [↑](#footnote-ref-23)
24. S. 40. [↑](#footnote-ref-24)
25. Karl Löwith: *Mein Leben in Deutschland vor und nach 1933*. Ein Bericht. Frankfurt a.M. 1989. – Löwith war nach Maßgabe der nationalsozialistischen Rassengesetzgebung „Halbjude“ und er war Protestant. [↑](#footnote-ref-25)
26. S. 74. [↑](#footnote-ref-26)
27. Ebd. [↑](#footnote-ref-27)
28. In These 4 heißt es: „*Unser Widersacher ist der Jude und der, der ihm hörig ist*“, und in These 5: „Der Jude, der nur jüdisch denken kann, der aber deutsch schreibt, *lügt.* […]“. – Vgl. *Die Bücherverbrennung*. Zum 10. Mai 1933. Hrsg. von Gerhard Sauder. München 1983, S. 92. [↑](#footnote-ref-28)
29. Löwith, S. 75. [↑](#footnote-ref-29)
30. S. 76. [↑](#footnote-ref-30)
31. S. 26. – Löwith bezieht sich hier auf A. Grunsky: Der Einbruch des Judentums in die Philosophie (1937). [↑](#footnote-ref-31)
32. Peter Thullen: Erinnerungsbericht für meine Kinder. – In: *Exil* 20 (2000), H. 1, S. 44 – 57. Vgl. auch Reinhard Siegmund-Schultze: Die autobiographischen Aufzeichnungen Peter Thullens, ebd., S. 58 – 66. [↑](#footnote-ref-32)
33. Löwith, S. 32. [↑](#footnote-ref-33)
34. Löwith, S. 27 – Hervorhebung F.T. – Der „Unmut über die Zeit“ ist offenbar ein Phänomen, das Löwith selber stark betraf. Auch er suchte – zeitweilig – im George-Kreis „Erlösung“. Die Distanzierung Löwiths gegenüber dem George-Kreis wie gegenüber Heidegger ist jedoch unmissverständlich. [↑](#footnote-ref-34)
35. S. 33. [↑](#footnote-ref-35)
36. S. 36 f. [↑](#footnote-ref-36)
37. S. 39. [↑](#footnote-ref-37)
38. S. 57 [↑](#footnote-ref-38)
39. S. 9 f. [↑](#footnote-ref-39)
40. S. 11. [↑](#footnote-ref-40)
41. Gemeint ist vermutlich das Freie Jüdische Lehrhaus in Frankfurt a.M. [↑](#footnote-ref-41)
42. S. 131 f. [↑](#footnote-ref-42)
43. Peter Reichel: *Der schöne Schein des Dritten Reiches*. Hamburg 2006, S. 224 ff. [↑](#footnote-ref-43)
44. Vgl. entsprechende Abbildungen in Hans Daiber: *Schaufenster der Diktatur.* Theater im Machtbereich Hitlers. Stuttgart 1995. [↑](#footnote-ref-44)
45. Zu den „Sondergenehmigungen“ vgl. Bärbel Schrader: *„Jederzeit widerruflich“.* Die Reichskulturkammer [↑](#footnote-ref-45)
46. Das bekannteste Beispiel ist der Fall des Filmschauspielers Joachim Gottschalk. 1941 verübt Gottschalk zusammen mit Frau und Kindern Selbstmord. Vgl. Bärbel Schrader: *„Jederzeit widerruflich“,* a.a.O., S. 145. [↑](#footnote-ref-46)
47. Zu dem Faktum, dass die üblichen Kontakte im Alltagsleben zwischen „Ariern“ und „Juden“ systematisch dem Verdacht der „Rassenschande“ ausgesetzt waren vgl. Saul Friedländer: *Das Dritte Reich und die Juden.* Bd. 1: *Die Jahre der Verfolgung 1933 – 1939*. München 1998, S. 178 ff. [↑](#footnote-ref-47)
48. Eva Wysbar: *„Hinaus aus Deutschland, irgendwohin …“.* Mein Leben in Deutschland vor und nach 1933. Hrsg. von Detlef Garz. Lengwil am Bodensee 2000. [↑](#footnote-ref-48)
49. A.a.O., S. 126 f., 132 -136. [↑](#footnote-ref-49)
50. Garz unter Hinweis auf Tremper, S. 134. [↑](#footnote-ref-50)
51. S. Detlef Garz in seinem Nachwort, S. 134. [↑](#footnote-ref-51)
52. S. 33. [↑](#footnote-ref-52)
53. S. 58 f. [↑](#footnote-ref-53)
54. Garz, S. 121. [↑](#footnote-ref-54)
55. Garz, S. 125. [↑](#footnote-ref-55)
56. Detlef Garz berichtet, dass nach der Familienlegende sie „sich dort ‚unsterblich‘ ineinander verliebt, und Franz Paul Wysbar schwor, Eva niemals mehr von seiner Seite zu lasen“; a.a.O., S. 129. [↑](#footnote-ref-56)
57. S. 80 [↑](#footnote-ref-57)
58. Gemeint ist Sybille Schmitz. [↑](#footnote-ref-58)
59. S. 26 f. [↑](#footnote-ref-59)
60. S. 29. [↑](#footnote-ref-60)
61. S. 31 [↑](#footnote-ref-61)
62. S. 56. [↑](#footnote-ref-62)
63. S. 57. [↑](#footnote-ref-63)
64. S. 70. [↑](#footnote-ref-64)
65. Ebd. [↑](#footnote-ref-65)
66. S. 96. [↑](#footnote-ref-66)
67. S. 38. [↑](#footnote-ref-67)
68. S. 38 f. [↑](#footnote-ref-68)
69. S. 64. [↑](#footnote-ref-69)
70. S. 98. [↑](#footnote-ref-70)
71. S. 99. [↑](#footnote-ref-71)
72. S. 15. [↑](#footnote-ref-72)